Der Feierabend

Unterhaltungs-Beilage zur „Deutschen Rundschau"

Nr. 215 Bromberg, 24. September 1939

Herz, schweig still ...

Roman von Rudolf Haas.

(21. Fortsetzung.)

Leben! — Leben ...!

Bange und anstrengende Wochen folgen. Traude Tonandinel nimmt die Leitung des großen Handelshauses selbst in die Hand. Erminios Brüder wollen ihr einen Vertreter bestellen, sie lehnt es ab. Die Vormittage verbringt sie im Geschäft, an den Nachmittagen hält der Fernsprecher die ständige Verbindung aufrecht; manchmal ist sie gezwungen, rasch in die Stadt zu fahren, wenn auswärtige Kunden angekommen oder wichtige Verfügungen zu treffen sind. Enzio Tonandinel will sie dabei unterstützen, und sie nimmt ihn mit, aber er ist noch unerfahren und steht nur so herum.

Die übrige Zeit gehört dem Gatten. Abwechselnd mit der Krankenschwester wacht sie jede zweite Nacht bei ihm, doch wenn er, namentlich gegen Abend, besonders aufgeregt und unruhig wird, weicht sie überhaupt nicht von seinem Lager. Sie weiß, daß ihm ihre Nähe wohltut, daß er auf ein gutes Wort, ein Liebeszeichen wartet, und wenn sie ihm das nasse Gesicht trocknet, eine Eisblase auflegt oder auch nur mit der Hand über die heiße Stirn streicht, schließt er die Augen, liegt still und versucht zu lächeln. Das Lächeln gelingt ihm freilich nicht, in der Brust sticht's, der Husten schmerzt, das Atmen fällt ihm schwer.

Eines Tages läßt das Fieber nach, Tonandinel fühlt sich etwas freier, die Augen sind klarer. „Traude", flüstert er und tastet nach ihrer Hand. „Liebe, liebe Traude, sei nicht bös, daß ich dir solche Mühe und Sorge mache, aber es wird bald anders werden. Denn, Traude, ich möchte, ich muß noch leben — leben, um dir all die Liebe und Wärme zu vergelten, die du mir geschenkt hast. Ich war nicht immer gut, Traude, aber durch dich bin ich gut geworden, durch dich weiß ich, wie reich ein Mensch den andern machen, wieviel Schönes, Reines und Inniges das Leben geben kann. — Die Jahre mit dir — da war immer Frühling und Sonne — so hell und warm ..." Die Lider schließen sich, er lächelt im Schlummer.

Aber es ist nur eine scheinbare Besserung. In der Nacht steigt das Fieber, die Entzündung ergreift den zweiten Lungenflügel, und nun wird es ganz schlecht. Der Atem geht pfeifend, die Erstickungsanfälle häufen sich, blutiger Auswurf stellt sich ein. Tonandinel ist meist ohne Bewußtsein, Wahnvorstellungen ängstigen ihn, steigern sich bis zur Raserei. Er muß festgehalten werden.

Im Haus geht alles auf Zehenspitzen, still wie im Grab ist es, die Gemüter sind bedrückt, die Gesichter bekümmert. Die Ärzte kommen und bleiben lang, reichen Digitalis, spritzen Kampferpräparate ein, äußern sich zurückhaltend: „Man kann nicht wissen ... Vielleicht, — wenn das Herz es aushält."

Traude verbringt jede freie Minute im Krankenzimmer, ihr Gesicht ist schmal, sie schläft wenig, legt sich meist angekleidet auf das Ruhebett und hat den Auftrag gegeben, sie jedesmal zu wecken, wenn ihr Mann von Angstzuständen oder Aufregungen befallen wird. Er erkennt sie selten einmal, meist dämmert er benommen oder völlig bewußtlos vor sich hin, atmet rasselnd, fiebert, schreit auf: „Traude! So komm doch, Traude! Zieh die Messer heraus! Sie zerstechen mir die Brust! — Hilf mir, Traude! Bitte, bitte, hilf mir ..."

Wenn sie ihm die Hand auf die Stirn legt, wird er ruhiger, lallt Unverständliches, das ein Dank sein soll. Dann befällt ihn wieder die furchtbare Atemnot.

Enzio beschwört die Mama, sich zu schonen, er will ihr einen Teil der Arbeit abnehmen, und sie schickt ihn auch manchmal an den Vormittagen mit Weisungen ins Geschäft, aber die Hauptlast bleibt doch auf ihren Schultern liegen. Sie fühlt sich mitunter zum Umsinken müd.

Erminio Tonandinel schwebt zwischen Tod und Leben. Eine Rippenfellentzündung tritt hinzu. Dr. Krust sticht die Hohlsonde ein, Eiter fließt heraus. Und nun ist keine Hoffnung mehr. „Du mußt auf alles gefaßt sein, Traude", spricht er im Nebenzimmer.

Ihre Lippen zucken. „Gibt es wirklich keine Hilfe mehr?"

Dr. Krust schüttelt den Graukopf. „Das Herz versagt — er wird den nächsten Tag kaum überleben."

Einen Augenblick steht sie starr, mit geschlossenen Lidern und schlaff hängenden Armen, doch sie rafft sich gleich wieder auf. „Onkel Doktor", sagt sie, „es ist kein Mißtrauen, aber gerade in diesem Fall darf nicht das geringste verabsäumt werden. Ruf den besten Facharzt in Wien an, er soll mit einem Sonderflugzeug herkommen."

Er versteht, was sie bewegt. „Wenn es dich beruhigt, will ich's gern tun", antwortet er. „Aber helfen kann ihm niemand mehr."

Kaum vier Stunden später betritt der berühmte Arzt das Krankenzimmer. Er ist ein schlanker blondbärtiger Herr von einnehmendem Wesen, seine behutsame und doch unbedingt sichere Art, seine klare Ruhe erwecken Vertrauen. Er untersucht bis ins kleinste, er hat die neuesten und wirksamsten Sonderarzneien und Anregungsmittel mitgebracht, er verbringt die Nacht bei dem Kranken, aber er kann nur lindern, hinauszögern, das Sterben leicht machen. Das Herz ist zu müd, das Leben glimmt nur noch wie ein Docht ohne Öl.

Still ist es in dem kostbar eingerichteten Raum. Im Dämmerlicht der verschleierten Lampen glänzt Schleiflack und Gold. Unter einer leichten Daunendecke liegt Erminio Tonandinel im breiten Messingbett, mit geschlossenen Augen, grau, eingefallen, eiskalt. Der Arzt fühlt den Puls, der ist schwach, unregelmäßig, setzt manchmal aus. Immer schwächer schlägt das Herz, immer spitzer wird das abgezehrte Gesicht. Leise klirrt Metall an Glas. Die Hohlnadel dringt ins Fleisch, der Kolben der Spritze wird niedergedrückt.

Der Kranke zuckt zusammen, bewegt sich kraftlos, macht die Augen auf, blickt die Traude, die an seinem Lager sitzt, unsäglich traurig an. Die Lippen regen sich, aber die Stimme hat keinen Klang. „Traude — verlaß Enzio nicht — er ist noch so jung ..."

Sie hat Mühe, die Tränen zurückzuhalten, nickt, will erwidern. Doch seine Augen sind schon wieder ausdruckslos, wie gebrochen. Die Lider sinken, aber sie schließen sich nicht, das Gesicht wird gelblich, der Körper streckt sich lang aus. Flüsternd beauftragt der Arzt, den Sohn herbeizurufen.

Stille. — Stille ... Mühsames Atmen ... Seufzen ... Röcheln ...

Noch einmal tut der Sterbende die Augen auf, umfaßt seine beiden liebsten Menschen mit einem langen schmerzvollen und doch auch wie um Verzeihung flehenden Blick.

Die Traude neigt sich über ihn, ihr Ohr empfängt den letzten Hauch seines Mundes: „Dank ..."

Schluchzend kniet Enzio daneben.

Der Arzt drückt dem Toten die Augen zu.

Wer braucht die Traude noch?

Erminio Tonandinel hat der Traude die Hälfte seines beweglichen Vermögens vermacht, doch sie betrachtet sich nur als Treuhänderin und hat bei Gericht eine Erklärung hinterlegt, in der sie Enzio Tonandinel zum Erben dieses Millionenbetrages einsetzt. Für den Stiefsohn führt sie auch bis zum Abschluß seiner Ausbildung das Handelshaus ihres verstorbenen Gatten weiter. Sie hat viel Arbeit und Verantwortung, aber sie findet darin eine tiefe innere Befriedigung, und von dem, was sie sich durch ihre Tätigkeit erwirbt, verwendet sie viel für den Marhof.

Da Tonandinel seine Dienerschaft mit ansehnlichen Vermächtnissen bedacht hat, war es ihr möglich geworden, den großen Haushalt aufzulösen und Frau Justine und ihren Mann mit der Instandhaltung des schloßartigen Anwesens zu betrauen, das für sie allein viel zu groß und prunkvoll ist, um gemütlich zu wirken. Sie wohnt aber auch nicht im Marhof selbst, sondern hat sich dort oben unweit der Kapelle einen kleinen Witwensitz erbauen lassen, wo sie still für sich hinlebt und ihre Tage zu beschließen gedenkt. Das schmucke Haus, weiß, mit grauem Schieferdach, kehrt seine Hauptseite nach Südosten, durch breite Spiegelscheiben und verglaste Erker lacht die liebe Sonne in alle Zimmer, die vertrauten Berge schauen herein. Mit der Stadt Villach im Mittelpunkt, liegt das Land der Jugend drunten hingebreitet, und wenn die Traude morgens ans Fenster tritt, sagen ihr tausend Erinnerungen grüß Gott. Sie schweben über die Felder, plätschern in den blinkenden Wellen der vielfach gewundenen Flüsse, tanzen um die Linden der Dörfer, läuten mit Glocken, raunen aus den Wäldern: „Weißt du noch", winken von den Hügeln: „Wir sind noch da!", lächeln abends aus erleuchteten Häusern, und jedesmal, wenn so ein freundliches Licht erlischt, ist's wie ein trauter Gruß zur guten Nacht: „Schlaf wohl!"

Leis rauscht der Brunnen, und die Sterne glänzen. Der Marhof schläft. —

Traude Tonandinel sitzt in ihrer Wohnstube noch wach. Um sie sind die altväterischen Möbel ihres einstigen Mädchenzimmers, in einer Ecke steht auf einem Sockel das Holzbild der trauernden Gottesmutter. Seit dem Tode Tonandinels sind sechs Jahre vergangen. Vor einigen Wochen ist der Doktor der Handelswissenschaften Enzio Tonandinel aus London, wo er sich im Englischen vervollkommnet hat, zurückgekehrt, und heute hat sie die Genugtuung gehabt, ihm das väterliche Geschäft in bester Ordnung und ertragreicher als je zu übergeben.

So ist denn die letzte Pflicht dem Toten gegenüber erfüllt, sie ist frei von allen Bindungen und gehört wieder dem Marhof. Aber sie kann darüber nicht recht froh werden. Gewiß, sie ist die stille Gesellschafterin der Firma geblieben, sie wird die Beziehungen zur Familie ihres verstorbenen Mannes auch weiterhin aufrecht erhalten, aber die lieb gewordene Tätigkeit wird ihr fehlen, und sie fühlt sich im Augenblick irgendwie wurzellos. Dr. Enzio, wiewohl er sie gebeten hat, ihm auch fürderhin mit Rat und Tat beizustehen, braucht sie kaum mehr, und der Marhof kann sie eigentlich ebenfalls entbehren. Soll dies das Endergebnis ihrer Pflichterfüllung bis zum Letzten sein? Ein bitterer Gedanke! Ist ihr tatsächlich nichts geblieben, wofür sie leben und wirken kann?

Im Marhof hat sich manches verändert. Großvater Hartl ist gestorben, und die Mina-Muhme rostet immer mehr ein. Sie versucht zwar noch, da und dort zuzugreifen, aber sie bringt nichts Rechtes vor sich. Trotzdem sie stets mit dem Bruder zanken und sich ärgern mußte, fehlt ihr der Heimgegangene überall. Ludwig Wiederschwing ist frisch und rüstig, aber aus dem wilden Draufgänger ist ein milder Greis geworden, der eifrig seine Bienen betreut und sich freut, wenn seinen Enkeln der Honig schmeckt. Ihrer acht sind es bereit. Außer den Zwillingen hat Frau Kathrein ihrem Mann noch einen Sohn und zwei Töchter beschert, lauter derbknochige, helläugige deutsche Menschenkinder, und besonders der Jüngste scheint im Wuchs und Wesen dem Großvater nachgeraten zu wollen. Auch der Lehrer Bruno Wiederschwing hat bereits ein Pärchen, und Dr. Karl Wiederschwing einen Stammhalter. So ist dafür gesorgt, daß das Geschlecht nicht ausstirbt, und wenn in den Ferien die ganze Sippe im Marhof beisammen ist, dann macht der Mina-Muhme die lärmende Lebhaftigkeit der kerngesunden Brut mitunter arge Not. Es will ihr nicht mehr gelingen, die Blondköpfe auseinanderzuhalten, besonders die Zwillinge verwechselt sie beständig. Das macht dem losen Völkchen Spaß, und sie legen es darauf an, die Urgroßtante recht in Verwirrung zu bringen. Dann versucht sie wohl wieder einmal mit zahnlosem Mund zu schelten, aber auch das ist nicht mehr wie früher, und wenn einst ein Rauschebach mit starkem Schwall das Mühlrad rasch herumgetrieben hat, so läßt jetzt nur ein kraftloses fadendünnes Wässerlein es ein bißchen hin und her schaukeln; bald steht's wieder still, und die Alte sinnt mit erdfernen Augen vor sich hin.

Dem weißhaarigen Lude — er ist nicht mehr der eiserne — aber geht das Herz auf, wenn er die Schar der Enkel, die wilden Buben und die geschmeidigen Mädchen, unter den Obstbäumen tollen, spielen und raufen sieht. Und einmal, mit der Hand in den Garten hinabdeutend, sagt er: „Ohne dich, Traude — wo wären die oder was wäre aus ihnen und den Eltern geworden?"

Die Traude antwortet nicht. In ihrem klaren Frauengesicht ist etwas von der sanften Ruhe des Abendfriedens, die alles verklärt, was der Tag gebracht hat, Glück und Leid, Werden und Vergehen.

Sonst ist es auch um Ludwig Wiederschwing still geworden. Von den Genossen seiner frohen Sängerfahrten ist nur noch der Lodenwalker Rosenzopf übrig geblieben. Rechnungsrat Grimschitz — der jeden Tag zur selben Zeit spazierenging, daß man hätte die Uhr nach ihm stellen können, kann den Villachern die Stunde nicht mehr anzeigen, da für ihn selbst keine mehr schlägt, und Oberlehrer Kindlmann hat Gelegenheit, seine oft geäußerte Bitte, „O Herrgott! O Herrgott! A einzige Bitt', wenn die Kärntner Bub'n singen, bitt' dich gar schön, sing mit!", an zuständigster Stelle vorzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Sarika.

Skizze aus Ungarn

von Emanuela v. Mattl-Löwenkreuz.

Mutter hatte Sarika in Budapest bei einer Dame untergebracht. Dort sollte das Mädchen den Haushalt lernen. Ihre bunten Kittel mußte sie gegen einen schwarzen Sack tauschen. Nachmittags durfte sie ein weißes Spitzending vorbinden, was sie mit der strengen Tracht etwas versöhnte. Sarika ähnelte den Pappeln ihres Dorfes, so groß und schmal war sie. Ihre Kinderaugen blickten unschuldig. Das metallglänzende Haar, das nie eine Brennschere geknittert hatte, legte sich an das runde Köpfchen. Jeder in der Straße guckte sich nach ihr um. Die Frau hatte versprochen, über sie zu wachen.

„Sonntags gebührt dir Ausgang, aber es taugt nichts, in einer fremden Stadt herumzulaufen. Ich borg dir ein Buch, du kannst dich zu mir ins Zimmer setzen." Sarika hatte daheim gehorchen müssen. So kam es ihr nicht in den Sinn aufzumucken. Sie verbarg ihre Enttäuschung. Das ganze Dorf hatte sie beneidet, als es nach Budapest einem herrlichen Leben entgegenging. Was sie sich bloß für ihren Lohn anschaffen würde! Nun bekam sie das Geld nicht ein-

mal in die Hand, die Frau trug es für sie auf die Sparkasse.

Weil der Teufel nie müßig ist, stellt er sich kurzweg in Sarikas Küche ein, und zwar in Gestalt des Bäckers. Auf eine verführerische Maske verzichtete er, trug seinen Korb auf dem dicken Bauch, das Kinn hing in behaglichen Wülsten. Auch roch er eher nach Wein als nach Pech und Schwefel, als er dem Mädchen ausmalte, wie prächtig man sich in Budapest unterhalten könne, wenn verschlafene Menschen auf ihren Ohren lägen. Was der Bäcker begonnen, setzte der Briefträger fort. Schilderte eine Gastwirtschaft, Oleander blühe weiß und rot vor der Tür, aus den kleinen Fenstern sähe man die Donau vorbeifließen, während einem Zigeuner das Herz aus der Brust fiedelten . . . Sogar der Hausbesorger warf sein Wort in die Waagschale und zerstreute Sarikas Bedenken. Am Sonntagabend, als sie das bißchen feinen Schinken auf einen Teller legte, den Fingerhut voll Tokayer eingoß, sagte ihre Dame: „Vergiß nicht das Licht abzudrehen, ehe du schlafen gehst!“ und übersah, wie wenig es Sarikas leuchtenden Augen um Schlaf zu tun war. Reue packte das Mädchen, das in sie gesetzte Vertrauen zu mißbrauchen, beinahe hätte sie das Vorhaben haarklein eingestanden. Aber unten warteten bereits die drei Ritter.

Es ging durchaus schicklich und ehrbar zu. Junge Männer traten an den Tisch, zwirbelten das Schnurrbärtchen auf, die Füllfeder lugte aus der Brusttasche. Man konnte sehen, daß es wohlangesehene Leute waren, die Sarika zum Tanze holten. Manchen Abend flog sie nun aus, ohne daß ihre Dame es ahnte. Da ihr allerlei an zärtlichem Tant fehlte, der jungen Mädchen zum Schmuck gereicht, übernahmen es ihre Begleiter, sie damit zu versorgen. Sie erhielt rote Schuhe mit hohen Hacken, in denen sie zwar hopsen, aber beileibe nicht gehen konnte, eine Handtasche, die sich mit dem gewissen Schmiß hin und her schwenken ließ, und sogar eine Armbanduhr.

Mit diesen Schätzen, die sie vor der Frau geheimgehalten, rückte sie heraus, als Mutter [illegible] nach ihr umsehen kam. Sarika hätte sich nicht getraut, vor Mutter etwas zu verbergen. So erfuhr jene auch, wie das Mädchen in angemessenen Grenzen Budapest genoß. Mutter verkniff die Lippen. Die Geschenke schob sie ein wenig geringschätzig von sich. Nach Monatsfrist rief sie die Tochter heim. Ein junger Bauer hätte um sie gefreit, man würde ihr die Hochzeit ausrichten.

Mit saurer Mühe malte Sarika auf einen Briefbogen, besser gefiele es ihr, wo sie sei, um einen Bauern stünde es ihr nicht an, da sie vielleicht nächstens zwischen Kaufmann und einem Beamten wählen könne. Mutter tat, als hätte der Bescheid sie nicht erreicht. Die Geschenke wurden unter Tränenströmen verstaut und daheim wieder hervorgeholt. Dem Bewerber zeigte Sarika die kalte Schulter. Aber sie konnte sich nicht widersetzen, als sie mit der Mutter in seinem Hof einsprechen mußte. Immerhin starrte sie in die Luft. Die Lockungen der Stadt umgaukelten sie Tag und Nacht. Sie trotzte. Erst am Hochzeitsmorgen taute sie ein wenig auf. Das festliche Gepränge mahnte an altes Herkommen und den Stolz ihres Bauernstandes. Unter der Flitterkrone, besteckt mit Spiegelchen, die sich im Lufthauch bewegten, hob sie das Haupt. Das schöne Gewand stand in leise schwingenden Falten von ihr ab. Als sie die Armbanduhr anlegen wollte, nahm die sich neben dem mächtigen Gleißen blind aus. Die dünnledernen Schuhe hatten durchgetanzte Sohlen. Prüfend wog Sarika das Täschchen, statt seiner griff sie nach dem Zweig Rosmarin und dem spitzenumsäumten Tuch. Sie blinzelte in das braune, lustige Gesicht des Bräutigams. Verlegen stieß er sie mit dem Ellbogen sacht in die Seite. Sie kicherte. Die Kirche war gedrängt voll, der Boden schien zu schwanken, der kerzenfunkelnde Altar neigte sich ihr zu. Dem Schmaus folgte Tanz. Hände wurden Klammern. Arme rankten sich wie Astwerk fest. Das schweißfeuchte Männerantlitz streifte sie mit dem Dunst von Erde, Korn und bitteren Kräutern. Etwas wie herrische Urgewalt lenkte den Tanz, rührte scheue Bangnis auf, zugleich traf es sie wie ein brennender Stich. Jemand öffnete die Tür. Sie schlüpfte ins Freie. Die Sonne sank schief zur Theiß. Der hohe Brunnenbalken zog einen silbergrauen Strich in den Himmel voller Rosen. Die Akazienbäume blühten qualmend. Auch Klee und Minze rochen. Im Umkreis lagerten Schafe, reglos dunkel, wie Steine.

Der Atem strich gelinder. Das Herz klopfte nicht mehr zum Zerspringen. Der Abendhimmel mit dem Gewimmel feuriger Wolken zog es empor und doch auch unabweisbar ins Tägliche zurück. Es zeigten sich die ersten Sterne und deckten alles mit Frieden zu. Morgen würde sie den Anfang machen, mit den neuen, klimpernden Kannen drüben zu schöpfen. Früh und abends der gleiche Weg vom Haus zum Brunnen, bis ihre Füße ihn wie im Traume gingen. Bis sie in dem Boden wurzelte wie nirgends sonst, Teil davon geworden wie der Baum, unter dem sie stand, wie das Feld, das in kleinen, noch grünen Wellen gegen den Himmel floß. Es durchzuckte sie wie eine schüchterne, noch ratlose Freude.

Vor der Tür lugte der Bräutigam nach der Braut aus und zog sie hinein zum Tanz. Einen Atemzug lang verharrten sie, ohne sich anzublicken. Nur die Hände fanden sich in schmerzendem Druck. Sie fühlte es in sich froher, heißer werden. Da gab sie ihm das erste gute Wort, zart verborgen im Kindlichen. Vielleicht verstand er es nicht einmal. Sie wisperte: „Mutter weiß besser — — —“

Die Flaschenameise.

Aus dem sehr lehrreichen Buch des Dichter-Philosophen Maurice Maeterlinck „Das Leben der Ameisen“, erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, entnehmen wir den folgenden Abschnitt:

Die Ameise ist unstreitig eines der edelsten, mutigsten, wohltätigsten, aufopferungsfähigsten, großherzigsten, uneigennützigsten Wesen, die unsere Erde trägt. Daran hat sie übrigens keinerlei Verdienst, so wenig wie wir ein Verdienst daran haben, als die intelligentesten Wesen zu gelten, die auf unserem Planeten umherhasten. Wir verdanken diese Überlegenheit lediglich einem überentwickelten Organ, womit uns die Natur ausgestattet hat. Der Ameise geht es nicht anders auch sie verdankt genau so ihre Vorzüge einem Organ, — freilich einem von anderer Ordnung — womit eine Laune, ein Experiment oder wunderlicher Einfall dieser selben Natur sie ganz allein bedacht hat.

Die Ameise besitzt nämlich am vorderen Teil des Hinterleibs eine merkwürdige Tasche, die man die soziale Tasche oder den sozialen Kropf nennen könnte. Und das gibt die Erklärung für die ganze Psychologie, das ganze Lebensgesetz und die meisten Geschicke der Insekten. Daher muß dieses Organ einer gründlichen Betrachtung unterzogen werden, ehe man weitergeht. Es ist kein Magen, es hat keinerlei Verdauungsdrüsen, und die darin angehäuften Lebensmittel erhalten sich in unverändertem Zustand. Da die Ernährung der Ameise fast ausschließlich flüssig ist, das heißt aus einer Art süßen Taus besteht, und da überdies ihre mächtigen Kiefer schon deshalb, weil sie keine Zähne zum Kauen besitzt, nur dazu dienen können, ihre Beute oder ihren Feind zu durchbohren, zu ergreifen, zu zerschneiden, zu zerstückeln oder zu enthaupten, — so ist dieser Sack einzig und allein ein der Allgemeinheit dienender Sammelschlauch. Er ist in sinnreicher Weise vollständig vom eigentlichen Magen abgetrennt, wohin die im Schlauche enthaltenen Lebensmittel erst nach einigen Tagen gelangen, wenn der allgemeine Hunger gestillt ist. Er ist wunderbar elastisch, nimmt vier Fünftel des Hinterleibs ein, dessen sämtliche anderen Organe von ihm verdrängt werden, und ist in einem Grade dehnbar, daß er bei bestimmten amerikanischen Arten, namentlich bei den Myrmecocystus Hortus-Deorum der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Form eines Kolbens, eines Wasserkrugs oder besser einer Art bauchigen Flasche annimmt die acht- bis zehnmal so groß ist, wie der eigentliche Bauch. Diese Flaschenameisen haben keine andere Bestimmung, als die lebenden Vorratskammern des Gemeinwesens zu sein. Die so freiwillig Gefangenen — sie kommen nie wieder ans Tageslicht — klammern sich mit ihren Vorderbeinen in dichten Scharen an die Decke des Ameisennestes und leihen ihr das Aussehen eines wohlversorgten Kellers, wo man sich zum Auswürgen reizt und den draußen geernteten Honig wieder von sich gibt.

„La fourmi n'est pas prêteuse, die Ameise leiht nicht gern“, sagt der Fabeldichter. Das ist richtig, sie leiht nicht; denn leihen tut der Geizhals. Sie gibt, ohne zu zählen und nimmt niemals zurück. Sie besitzt nichts, nicht einmal das, was sich in ihrem eigenen Körper befindet.

Das Auswürgen muß für sie eine nicht minder lustvolle Beschäftigung sein als für uns der Genuß erlesener Speisen und Getränke. Es hat ganz den Anschein, als habe die Natur

damit die gleiche Wollust verbunden wie mit der geschlechtlichen Liebe, die der Ameise versagt ist. Die auswürgende Ameise bekommt nach Auguste Forel mit ihren zurückgeworfenen Fühlern ein verzücktes Aussehen und empfindet sichtlich mehr Vergnügen als jene, die sich mit Honig vollsaugt. Übrigens geschieht in den meisten Ameisennestern das Auswürgen sozusagen fortgesetzt und wird nur durch die Arbeit, die Pflege der Nachkommenschaft, durch Ruhe und Krieg unterbrochen.

Beiläufig weiß man, daß bestimmte Kriegerarten, vor allem die Polyergus Rufescens, von Huber Amazonen genannt, sich nicht ohne die Hilfe von auswürgenden Sklaven ernähren können und inmitten einer Sirupbache Hungers sterben müßten. Diese Art immerwährender Berührung von Mund zu Mund ist also die gewöhnliche und fast allgemeine Form der Ernährung.

Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einige Honigtropfen blau zu färben und sie einer unserer kleinen gelben Ameisen anzubieten, deren Körper fast durchsichtig ist. Man wird alsbald sehen, wie ihr Bauch sich rundet und anschwillt und eine himmelblaue Farbe annimmt. Schwer beladen sucht sie ihr Nest wieder auf. Ein halbes Dutzend Kameradinnen, vom Geruch herbeigelockt, bitten und streicheln sie aufgeregt mit den Fühlern. Sie befriedigt sie augenblicklich, und alle Bäuche in der Runde werden blau. Kaum haben die Zweiten das Festmahl hinter sich, so werden auch sie schon von anderen Gefährtinnen, die aus den Tiefen des Kellers hervorkriechen, angebettelt; und die teilen ihrerseits wiederum den verräterischen Tropfen und so fort, bis er vollkommen aufgezehrt ist. Dann trippelt die erste Wohltäterin die alles hergegeben hat, was sie besaß, erleichtert davon und ist sichtlich beglückter, als hätte sie soeben drei oder vier üppige Mahlzeiten zu sich genommen.

Insulinschock gegen Schlaflosigkeit

Auch eine schmerzstillende Wirkung beobachtet.

Unter dem sogenannten Insulinschock versteht die ärztliche Wissenschaft solche Anzeichen, die dann erscheinen, wenn bei einem Diabetiker der Blutzucker nach einer Insulin-Einspritzung unter eine bestimmte Grenze sinkt. Dieser Schock kann, wie man weiß, unter Umständen recht bedrohliche Formen annehmen, doch läßt sich bekanntlich dieser Zustand durch entsprechende Zuckerzufuhr unschwer beseitigen. Heute nimmt ja die Insulinbehandlung einen breiten Raum in der Heilkunde ein. Man bekämpft nicht nur die sogenannte Acidose des Zuckerkranken, sondern auch die Hyperglykämie, (den übermäßigen Zuckergehalt des Körpers), die Glykosurie (Zuckerausscheidungen im Harn) und wendet sogenannte Insulinschock-Verfahren auch mit beachtlichem Erfolge bei der Behandlung von Geisteskrankheiten und Bronchialasthma an.

Neuerdings hat man auch Versuche durchgeführt, den leichten Insulinschock gegen Schlaflosigkeit und zur Schmerzstillung einzusetzen. Die bisher von Dr. Wegirko erzielten Ergebnisse auf diesem Sondergebiet ermutigen durchaus zur Weiterverfolgung dieses Verfahrens. In der Wiener klinischen Wochenschrift wurden kürzlich mehrere solcher Fälle, die überraschend gute Heilergebeisse aufwiesen, angeführt. Unter anderen behandelte man eine zweiundvierzigjährige Kranke nach diesem Heilverfahren. Die Patientin mußte sich einer Morphiumentwöhnungskur unterziehen, und litt, wie es ja zuweilen in solchen Fällen geschieht, unter einer sehr hartnäckigen Schlaflosigkeit. Sämtliche Schlafmittel der üblichen Art versagten bei ihr. Auf Anordnung Dr. Wegierkos erhielt die Kranke fünf bis sechs Stunden nach der letzten Mahlzeit eine Insulineinspritzung. Eine Stunde später erfolgten die bekannten Schockerscheinungen — allgemeines Schwächegefühl, Gliederzittern, etwas Schweißausbruch —, die durch ein Glas Tee mit sieben bis acht Löffeln Zucker unschwer beseitigt werden konnten. Daraufhin schlief die Patientin zum erstenmal wieder fest und traumlos acht Stunden lang. Diese Wirkung ließ sich jedesmal mit gleich günstigem Erfolge wiederholen. Nach Ansicht des behandelnden Arztes ist das Verfahren durchaus ungefährlich und stets wirksam. Im Gegensatz zur Verabfolgung von Schlafmitteln fehlt bei der Anwendung dieses Verfahrens jede der sonst üblichen lästigen Begleiterscheinungen. Das Gefühl der Benommenheit und allgemeinen Abgespanntheit, Taumeligkeit und dumpfer Druck im Kopfe blieben hier völlig aus.

Heftige halbseitige Kopfschmerzen, die bei einer Kranken täglich für die Dauer von mehreren Stunden auftraten, ließen sich nach den Beobachtungen von Dr. Wegierko ebenfalls durch einen leichten Insulinschock beseitigen. Die schmerzstillende Wirkung hielt jedesmal mehrere Tage lang an. Auch in anderen Fällen konnte das gleichgünstige Ergebnis mit Hilfe dieser Heilmethode erreicht werden.

Wie wird die Seide knitterfrei

Faser im Röntgenlicht.

Früher hat wohl manche Hausfrau Bedenken getragen, ein Kleid aus Kunstseide zu kaufen. Vor allem nahm sie Anstoß daran, daß solche Stoffe allgemein als nicht knitterfrei galten. Das ist anders geworden. Das Bestreben, die Kunstseide knitterfrei zu machen, hat bereits große Erfolge erzielt. Und heute handelt es sich nicht mehr um ein Problem, das man als ungelöst bezeichnen könnte. Wobei auf der anderen Seite zu beachten ist, daß auch die Naturseide, die man wohl als „ideal knitterfest" bezeichnet hat, ebenfalls Einwirkungen wie zum Beispiel der Luftfeuchtigkeit unterliegt. Alle diese Vorgänge sind besonders mit Hilfe der Röntgenstrahlen auf das genaueste untersucht worden.

Unter dieser „Lupe" kann man die winzigen Mizellen wahrnehmen. Ihre Gestalt richtet sich nach der chemischen Zusammensetzung des Stoffes, und auch ihre Lagerung gegenüber der Faserachse ist verschieden. Diese Tatsache verdient größte Beachtung, denn von der Lagerung sind die physikalischen Eigenschaften der Faser abhängig. Lagern die Mizellen parallel zur Achse, so erhöht sich damit die Reißfestigkeit des Stoffes. Die elastische Dehnung der Faser dagegen ist größer, wenn die Mizellen ungeordnet liegen. Sie weichen nämlich den einwirkenden Kräften aus und streben die parallele Ausrichtung an, kehren jedoch nach dem Aufhören dieser Beeinflussung wieder mehr oder weniger in die ursprüngliche Lage zurück.

Von der Naturseide wird berichtet, daß sich in ihrem Bilde um einen wohlgeordneten Kern eine ungeordnete Außenschicht von Mizellen herumzieht. Dem Kern verdankt der Faden die Reißfestigkeit, der Außenschicht die Knitterfestigkeit. Und in der Schafwolle sollen die kleinen Teilchen gar Zickzack-Form besitzen, die sich gerade richten, wenn die dehnenden Kräfte angreifen.

Interessante Untersuchungen wurden vor allem von Professor Dr. Elöd und Dr. Etzkorn von der Technischen Hochschule Karlsruhe vorgenommen, die hierüber in der Zeitschrift „Angewandte Chemie" berichten. Danach fördert die Luftfeutigkeit das Knittern. Günstig wirkt dagegen eine längere Trocknung bei erhöhter Wärme. Und dann hat man vor allem bei der Herstellung der Faser auf die Erhöhung der Knitterfestigkeit Bedacht genommen. Zusätze von Fett und Öl machen nicht nur geschmeidig, sondern auch knitterfester. Während des Webens können wesentliche Verbesserungen herbeigeführt werden. Vor allem hat die chemische Behandlung Wunder gewirkt, sowohl hinsichtlich des bisher Erreichten als auch hinsichtlich der Aussichten für die Zukunft. Nur der erprobte Wissenschaftler kennt Nam' und Art der Waffen, die in diesem Teile der Erzeugungsschlacht geschwungen werden. Dem Nichtfachmanne genügt es zu wissen, daß kundige Hände sie führen.

Nahrungsmittel — lichtgeschützt!

In den Vereinigten Staaten wurde kürzlich ein Verfahren patentiert, verderbliche Lebensmittel gegen Zersetzung durch Licht zu schützen. Man verwendet zu diesem Zweck besonders präpariertes öl- und fetthaltiges Einwickelpapier. Es enthält bestimmte Salze, die Lichtstrahlen aus dem Wellenbereich von 3200 bis 4000 Grad absorbieren. Besonders geeignet sind für diese Präparierung Alkalisalze von Aminosulfonsäuren. Versuche, leichtverderbliche Lebensmittel nach diesem Verfahren länger frisch zu halten, haben gute Ergebnisse erzielt.

Kommissarische Leitung: **Dr. Karl Hans Fuchs**
Chef vom Dienst: **Marian Hepke**
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: **i. V. Marian Hepke**
Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Edmund Przygodzki**, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: **A. Dittmann**, Bromberg